Die Künstler und der Krieg.

Von Rudolf Franz.*)

„Im Juli steckten wir in der Politik, in dem Schmutze niederer Interessen, in dem Programmklüngel lauter Schreier. Und mit einem Schlage sehen wir all die Tugenden unserer Ahnen wieder erstehen; unsere Fehler sind in nichts zerstoben . . . Wir trugen die Maske der Dekadenz, aber das Zerrbild wich, und wir können uns wieder bewundernd betrachten: Das Antlitz ist schön und es steht uns wohl an . . ."

So schrieb — die „Tägliche Rundschau"? Nein. So schrieb der „Figaro", am 31. August. Das heißt, es stand auch in der „Täglichen Rundschau", nämlich zitiert. Um zu zeigen, was die Franzosen sich einbilden. Aber ganz genau dieselben Sündenbekenntnisse waren im August in deutschen Blättern zu lesen: Herrgott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie — ich gestern noch war. Da hieß es im „Berliner Tageblatt": „Der schmachtende junge Mann mit der Polkatolle und der Talmieleganz des Lebejünglings hat sich zum ernsten Vaterlandsverteidiger gewandelt, und die girrende junge Dame in der durch den vielverheißenden Augenaufschlag Lügen gestraften Tugendpose ist zur gefühlsstarken deutschen Jungfrau herangereift, die von dem ins Feld ziehenden Geliebten mit tapfer niedergekämpfter Rührung Abschied nimmt." — Da pries Arthur Holitscher den Zustand der Verbrüderung, der ja in den ersten Kriegswochen so manchem gekommen zu sein schien, und fragte: „Soll nach dieser großen Zeit, die heute jeder von uns durchlebt, dieser größten Zeit seit Gedenken der heute lebenden Menschen, die alte Lauheit, Halbheit, Haß und Ueberhebung, Lüge, Hochmut und Bedrückung wieder Besitz ergreifen von uns allen? . . ." — Und eine Persönlichkeit wie Gabriele Reuter schrieb im „Tag" eine Philippika gegen die deutschen Frauen von gestern, gegen „diese Afterkultur, die sich zusammensetzte aus Protzentum und Geilheit". Sie rief: „Heraus aus dem Schlemmerleben, heraus aus dem Mammonsdienst! Waren wir denn glücklich in diesem Aufschwung der Industrie, mit diesen verfeinerten Bedürfnissen . . .? . . . Laßt uns in Demut arbeiten und ringen, auf daß wir dieses deutsche Wesen, das verschüttet und vernichtet wurde von Prahlerei und Ehrgeiz, von Kleiderstand und Frivolität, von allem, was ihm gegensätzlich war, erst einmal in unserem eigenen Kreise zurückerobern . . ."

Man sieht, die Stimmung gewisser Schichten des Bürgertums war von internationaler Geltung. Brachten ihre Geständnisse, die ach! so billig waren, da sie ja auf die Vergangenheit zielten, brachten sie uns etwas Neues? Durchaus nicht. Was diese Bußprediger ihren Klassen vorwarfen, hatten seit vielen Jahren sozialistische Kritiker denselben Klassen vorgeworfen; sie hatten es mit zahlreichen Beweisen belegt und waren von den damals noch unbußfertigen Sündern dafür weidlich beschimpft, verhöhnt und verfolgt worden. Besonders kraß war die Versumpfung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in den schönen Künsten hervorgetreten. Nur einmal glaubten in all den Jahrzehnten selbst strenge Kritiker einen Aufschwung feststellen zu dürfen: als in den achtziger Jahren das Jüngste Deutschland einen Anlauf nahm. Aber soweit bei diesen Kritikern nicht ohnehin bloß der sozialistische Wunsch der Vater des Gedankens war, blieb es eben bei dem Anlauf, und nichts zeigt deutlicher den Bankrott der ganzen deutschen Künstlerschaft, als das schmähliche Fiasko eben jenes einzigen Anlaufes. Den Bankrott — denn was konnte es anders sein?

Nach außen war die Politik mit Anno 70 auf Jahrzehnte hinaus vollendet. Die imperialistische Expansion, gegründet auf die industrielle Weiterentwickelung, blieb dem neuen Jahrhundert vorbehalten. Im Innern aber war nichts von einer Einheit der Nation zu spüren. Die wildesten Parteikämpfe tobten, und wenn bei diesen bald der Liberalismus, bald das Zentrum und bald die Sozialdemokratie am schärfsten hergenommen wurde, so blieb zwar die konservative Klasse immer obenauf, aber von ihr war naturgemäß zu allerletzt eine schöpferische Leistung in den schönen Künsten zu erwarten. Dafür fehlte dem Ostelbierium die Tradition und der Wille zur Gegenwart. Schied demnach diese im Besitze der Macht und also der Muße thronende Schicht aus, so wurden die anderen Richtungen durch den politischen Kampf gefesselt, der ihre stärksten Kräfte beanspruchte. Die schwächeren Naturen aber waren allzusehr Ethiker, um mit dem Kapitalismus durch dick und dünn zu marschieren, und waren es viel zu wenig, um sich auf die Dauer außerhalb der kapitalistischen Klassen zu stellen, in denen doch ihr ganzes materielles Dasein als Künstler wurzelte. Wieviel leichter hatten es da die Hofkünstler des Absolutismus, die nur einem Herrn zu dienen brauchten! So kroch die ganze Sippe der bürgerlichen Künstler mit den Jahren in das Joch, und das um so bereitwilliger, wenn sie erst einmal, nach den Hungertagen des jugendlichen Idealismus, den Erfolg gekostet hatten oder gar von der Bourgeoisie auf den Schild gehoben worden waren.

Aber im Innern fraß der Wurm. Ja, es wurmte gerade die weicheren Naturen, wenn sie tatenlos mit ansehen mußten, wie der Kapitalismus immer größeres Elend schuf oder doch enthüllte. Die Auflehnung dagegen war unmöglich, wollte man nicht die Krippe verlieren. So blieb zunächst die Regung des Mitleids offen, der denn auch nach Kräften Raum gegeben wurde. Die Armeleute-Poesie feierte Triumphe. Der so zweideutige Altruismus, der im Anblick des Elends schwelgt und sich im Gefühl der eigenen Moralität oder gar der Wohltätigkeit sonnt, wurde Trumpf. Aber so negative Empfindungen können weder dem Schaffenden noch dem Genießenden auf die Dauer genug tun. Und so stürzte man sich, im Bewußtsein der trostlosen Lage, der allgemeinen Misere, der vollständigen Hoffnungslosigkeit, auf das eigene Ich, auf das psychologische Raffinement. Die persönliche Not, das Unbefriedigtsein wurde zum Ausgangspunkt und zugleich zum Gegenstand des Kunstschaffens. Der Mangel an großen Zielen, an politischen Idealen, an unpersönlichen Interessen warf die Künstler der Genußsucht in die Arme und führte sie damit auch zur Gestaltung des intensivsten Genießens und — der aus ihm entspringenden Nöte; er führte zu jener auffallenden Bevorzugung des erotischen Momentes, die immer den Gipfel der Ichkunst bedeutet hat. Hier hat besonders das Drama, mit seinen unbegrenzten Möglichkeiten der psychologischen Dialektik, in den letzten beiden Jahrzehnten Orgien der seelischen Perversität gefeiert. Und obendrein wurde das alles, im Taumel der allgemeinen Jagd nach Erfolg und Genuß, kaum einem der Beteiligten bewußt. Wohlgemerkt: klar bewußt, denn vielen lastete es gleichwohl auf dem Gemüt. Der Erfolg Wagners auf der ganzen Linie war ja das letzte und stärkste Symptom des nahenden Katzenjammers, und es ist sehr ordnungsliebend und systematisch von der Geschichte gehandelt, daß sie an den Anfang desselben Jahres, in dem die Weltkatastrophe hereinbrach, den Siegeszug jenes Kasiraten- und Katerdramas setzte, des „Parsifal".

Nun trat die Katastrophe ein, und sie war so riesengroß, daß in der Tat nichts hätte besser die ganze Erbärmlichkeit des Gestern enthüllen können. Wie ein Blitz traf die Erkenntnis die ehrlichsten, die alsbald den Ruf erhoben: Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! Aber auch denen, die weniger ehrlich oder weniger weitsichtig waren, schien es wie eine Erlösung. Was waren alle Sensationen, die der Frieden bieten konnte, gegen diese größte! Welche Ausschweifung, welche grüblerische Seelenzerfleischung, welche Marktschreierei konnte es mit der furchtbaren Wirklichkeit dieser Gegenwart aufnehmen! Hier war endlich das Erlebnis, nach dem die stumpfen Nerven der Künstler und ihres Publikums geschrien hatten! Alles wurde jetzt über Lord geworfen, Gutes und Schlechtes, Humanitätsduselei und Genußsucht, künstlerische Selbstzucht und menschliche Selbstsucht, Weltbürgertum und politische Indolenz; Gott, König und Vaterland kamen wieder zu Ehren.

Es wäre ganz verkehrt, die Ernsthaftigkeit dieses Erlebnisses, das der Krieg insbesondere für die deutsche Intelligenz und abermals insbesondere für ihre Künstler bedeutete, in Zweifel ziehen zu wollen. Viel zu überdrüssig waren sie der Lauheit und Flauheit des Gestern, viel zu satt hatten sie sich am eigenen Ich gefressen, als daß sie nicht kritiklos sich hätten dem Heute in die Arme stürzen sollen. Mag die Geschichte später diesen ganzen Ueberschwang als tragikomisch bewerten, die Ehrlichkeit dieser plötzlichen Ueberzeugung, ja dieses Ueberzeugungswechsels kann nicht bestritten werden. Eine furchtbare, die allerschärfste Kritik der Zustände von gestern liegt in dieser Erscheinung, in der Massenbekehrung der Saulusse zu Paulussen.

Hat aber das große Erlebnis große Künstlertaten hervorgerufen? Mit nichten. Das Jahrhundertfest der Befreiungskriege war ja eben erst verklungen, ihre Ideologie wirkte noch. Und so griffen die Poeten zu den Waffen, freilich nicht ohne so nebenher dafür zu sorgen, daß doch auch ihre dichterischen Taten schnell in die Presse gelangten, wodurch die Geschichte der deutschen Lyrik um ein böses Kapitel bereichert wurde. Die Frage, weshalb bei der plötzlichen patriotischen Hochkonjunktur dieses Freiheitskampfes rein gar nichts von künstlerischer Bedeutung herausgekommen ist, muß aus mehreren Gründen späterer Untersuchung vorbehalten bleiben, aber jedenfalls steht schon jetzt fest, daß nicht einmal Körners Sammlung „Leier und Schwert" auch nur von ferne erreicht wurde, und daß man sich höchstens auf Sammlungen mit dem wohlverdienten Titel „Orchestrion und Maschinengewehr" gefaßt machen könnte. Vielleicht liegt inzwischen der Hauptgrund zu dem künstlerischen Mißerfolg dieses Krieges darin, daß die gesamten Schaffenden sich über die Stimmung der Massen, die sie doch wiedergeben wollen, in einem fundamentalen Irrtum befinden.

*) Wir entnehmen diesen Artikel dem letzten Heft der „Neuen Zeit".

Verzweifelte Angriffe.

Amtlich wurde unter dem 26. November gemeldet: . . . . In der Gegend Saint-Hilaire-Souain wurde ein mit starken Kräften angesetzter, aber schwächlich durchgeführter französischer Angriff unter großen Verlusten für den Gegner zurückgeschlagen. — Ein Landwehrmann schildert in einem Feldpostbrief, den die „W. A.-Z." mitteilt, diesen Abwehrkampf:

Bei uns geht es laut her; ich glaube, die Franzosen scheinen an der Verzweiflung angekommen zu sein. Sie gehen mit ganzer Gewalt los, rennen sich aber dabei die Köpfe gewaltig ein.

Am 25. November um 11 Uhr vormittags unternahmen die Franzmänner einen gewaltigen Angriff auf unsere Linie, welcher aber von uns glänzend abgewiesen wurde. Es war ein hartes Stück Arbeit, welches seine Anerkennung verdient.

Der 25. November war ein wenig schöner Tag. Die Erde war mit einer leichten Schneedecke überzogen. Da kamen gegen ½11 Uhr vormittags unsere Vorposten gestürzt und meldeten: Die Franzosen kommen! Richtig! In einer Entfernung von 500 bis 600 Meter kamen gewaltige Massen daher, in der vordersten Reihe die Pioniertruppen, welche die den Truppen entgegentretenden Hindernisse, wie Drahtverhaue, beseitigen sollten. Wir nahmen unsere Feuerstellung ein und freuten uns schon, nach langer Feuerpause endlich wieder einmal als Kunstschützen auftreten zu können. Aber welche Enttäuschung wurde uns. Es kam das Kommando: Nicht eher schießen, als es befohlen wird! Unsere Nerven fingen an zu arbeiten und den ganzen Körper durchlief ein Zittern. Sprungweise rückte der Feind vor und kam unserer Stellung immer näher. Es ist eine Aufgabe, den Feind in so großen Massen kommen zu sehen und nicht schießen zu dürfen. Die Feuerdisziplin wurde durchgehalten; kein Schuß fiel; jeder von uns harrte, das Gewehr fest umklammert, der weiteren Befehle. Endlich, als die Franzosen ungefähr auf 100 Meter an unseren Schützengraben heran waren und vor unseren Drahtverhauen standen, sich mit ihrem Schlachtgebrüll auf uns stürzen und uns die Bajonette in die Leiber stoßen wollten, kam das Kommando: „Schützenfeuer!" „Lebhafter feuern!" Das war ein Moment, der jedem von uns in ewiger Erinnerung bleiben wird. Unsere Maschinengewehre surrten und beschossen die vordersten Reihen, wir nahmen die Mitte und unsere Artillerie die nachschiebenden Reserven aufs Korn. Mit wahrer Verzweiflung kamen die Franzmänner auf unsere Seite zugestürmt; über einen Meter hoch türmten sich bald die Leichen vor uns auf, und immer noch kamen neue Massen angewälzt, die aber denselben Schicksal entgegengingen wie ihre ersten Kameraden. Schließlich brach der feindliche Angriff unter unserem verheerenden Feuer zusammen. 1200 Mann fielen schließlich noch als Gefangene in unsere Hände. Unter diesen befand sich ein Leipziger, der als Fremdenlegionär in den französischen Reihen mit gegen seine deutschen Brüder kämpfen mußte. Die Gefangenen versicherten uns, daß vier französische Regimenter vernichtet seien (9000 Mann).

Was aber unsere Artillerie in den Reihen der nachschiebenden Reserven angerichtet hat, ist nicht zu unserer Kenntnis gelangt, doch muß sie den Franzosen noch kolossale Verluste beigebracht haben, denn sonst wäre ein so gewaltiger Angriff nicht so schnell erlahmt, die ganze Operation dauerte eine reichliche halbe Stunde! Beim Hereinbrechen der Dunkelheit ging es an das Begraben der Feinde. Die Erkennungsmarken sowie die Wertgegenstände der Toten wurden ihnen abgenommen, für jeden einzelnen in ein Taschentuch oder in die Halsbinde eingebunden, dann in Säcken gesammelt, die nach Genf gesendet werden.

Das Begräbnis ging schnell vonstatten, da wir keine Grablöcher zu machen brauchten; wir benützten einfach die von den französischen Granaten gerissenen Löcher, die einen bis zwei Meter tief sind und mitunter zehn bis zwanzig Mann aufnehmen. Diese Löcher haben wir einfach vollgefüllt und dem Erdboden gleichgemacht. Kein Hügel und kein schlichtes Kreuz zeigen hier an, daß da Hunderte für ihr Vaterland gefallene Krieger ruhen.

So geht es fast jeden Tag; es wankt Tag und Nacht auf der ganzen Front hin und her und keiner gibt nach. Wer wird es nun am längsten aushalten? Bei dem geschilderten Abwehrkampf hatten wir außer einigen Verwundeten keine Verluste.

Entdeckungen in einer altrömischen Kirche.

Ueber neue bedeutsame Entdeckungen in der Kirche von San Clemente wird aus Rom berichtet: Die Kirche galt lange als der vollkommenste Typus der konstantinischen Basilika, bis im Jahre 1857

4]

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

„Sag mal, Vater," erwiderte Karl grübelnd, „hat nie Aussicht bestanden, daß ich noch Geschwister bekommen würde?"

„O gewiß."

„Abortus?"

„Ja, zwei- oder dreimal. Dreimal, soweit ich mich entsinne."

„Du entsinnst Dich nicht genau? Dann hat das Dich also niemals gequält?"

„Nein, so weit reicht meine Vaterliebe nicht. Erst die Würmchen auf den Tisch des Hauses, wenn ich bitten darf. Dann will ich sie schon lieb haben." Er lachte.

Karl betrachtete ihn von der Seite: der Vater hegte also gar keinen Verdacht.

„Und Du hast doch wahrlich keinen Grund zur Unzufriedenheit," fuhr jener lächelnd fort. „Was für vier zu wenig war, reicht für einen ganz gut aus. Nur, finde ich, solltest Du Dich ein bißchen mehr als Universalerbe benehmen und nicht immer hier liegen und Dich grämen! Schlag ein bißchen über die Stränge, mein Junge, und Du wirst sehen, daß es Dir gut bekommt — unter anderem deshalb, weil es Dir das Selbstgefühl geben wird, das für Leute in Deinem Alter höchst notwendig ist."

Der Sohn machte eine ungeduldige Bewegung.

„Du greifst die Sache zu sentimental an," redete der Vater in demselben scherzenden Tone weiter. „Muß es sein, nun: so muß es sein, und dann hilft Dir alles nichts, Du magst pfeifen oder singen. Warum also zur Abwechslung nicht ein wenig singen? Dem Unumgänglichen muß man die beste Seite abzugewinnen suchen, das ist immer mein Wahlspruch gewesen. Waren nicht selber einmal in die Tiefe loten und sehen, wie weit es bis zum Grund ist?"

„Du hast gut reden, Vater!" sagte Karl müde.

„Warum ich mehr als Du? Sehr möglich, daß ich derjenige von uns beiden bin, der zuerst daran glauben muß. Niemandem ist ja sein Leben verbrieft."

Der Sohn mochte nicht antworten, sein Gesicht nahm einen höhnischen Ausdruck an.

„Offen gestanden, Karl, ich finde nicht, daß strenge Studien plus vier Stunden Unterricht täglich erkennen lassen, daß man den Tod im Herzen trägt."

„Das waren Krampfzuckungen, Vater — die letzten."

„Vielleicht — vielleicht auch nicht. Aber findest Du nicht, daß Du Gefahr läufst, es ebenso zu machen wie jene Frau, die drei Jahre lang zu Bett lag und auf den Tod wartete? Als er dann kam — in Gestalt einer Feuersbrunst in ihrem Hause — stand sie auf und rannte ihrer Wege, obendrein im bloßen Hemde."

Karl sah ihn einen Augenblick erbittert an, dann sank er zusammen. „Du hältst mich zum Narren, Vater," sagte er traurig.

„Sag lieber, ich schäme mich Deiner, mein Junge! Steht es ernst um Dich, was ich übrigens glaube, so benimm Dich wie ein Mann und nicht wie ein hysterisches Weib. Ich kann verstehen, daß Du Dich mit Deinen Siebensachen unter vier Augen abfinden willst. Man soll sich mit niemandem gemein machen, — aber auch mit dem Tode nicht. Und das hast Du getan. — Versuche doch, ein bißchen von der Energie, die Du für den Betrug übrig hattest, auf wirkliche Versuche zu verwenden. Verloß die Stadt und begib Dich in frische Luft, iß so reichlich wie möglich, schaff Dir so viel Bewegung wie möglich — sonlenze! Leb in allem darauf hin, gesund zu werden! Aber genieße — für den Fall, daß Du kaput bist! Such einen Winkel auf, wo niemand Dich kennt, und stirb in Frieden — oder erhol Dich in Frieden, wie's Dir liegt. Geld sollst Du bekommen, solange ich reiche — große Bedürfnisse hast Du ja nie gehabt. Und willst Du etwas von mir, so brauchst Du bloß zu rufen."

Die Stimme des Vaters überschlug sich bei den letzten Worten; er stand hastig auf und ging.

Doch der Sohn begrub das Gesicht in dem Sofa. Sein Körper schob sich mehr und mehr zusammen, und Zuckungen durchliefen ihn vom Nacken hinab. Er schluchzte und stöhnte.

2.

Das Leben hatte ihn im Stich gelassen; das empfand er stärker als je, jetzt, wo er auszog, um einen Kampf ums Leben auszufechten — oder sich einen Winkel zum Sterben zu suchen.

Er stand auf dem Deck des Dampfers und spähte nach dem Fjord hin, wo das Städtchen Domborg lag, das ihn und seine jämmerliche tödliche Krankheit vor den Blicken der Welt verbergen sollte. Die stille hochsommerliche Morgenluft zog frisch stärkend über das eilende Schiff dahin, ihn aber ließ sie vor Kälte schaudern.

Dies war also das erste Glied des Kampfes, — und schon war er erbärmlich zu kurz gekommen. Er hatte sich dafür entschieden, die Reise mit dem Dampfer zu machen; — nach der Ansicht des Vaters würde ihm das ruhigen nächtlichen Schlaf gewährleisten und frische, stählende Seeluft gegenüber der Schwüle und dem erstickenden Staub im engen Kupee. Und nun konnte er, obwohl es ganz windstill war und das Schiff kaum eine Bewegung machte, doch nicht unten in der Kajüte bleiben, weil ihm bei dem schlechten Geruch übel zu werden drohte. Und im Decksalon saßen mehrere Herren und rauchten, so daß er den größten Teil der Nacht, halb tot vor Kälte, auf dem Deck zubringen mußte.

Und die frische Seeluft? Er konnte es gar nicht vertragen, sie einzuatmen, sie war ihm zu kräftig, ihm wurde schwindlig, und der Kopf war ihm benommen. Da fühlte er sich in der Kopenhagener Luft viel wohler; trotz ihren vielen zweifelhaften Bestandteilen linderte es, sie einzuatmen. Wenn einem wirr und schwindlig im Kopfe war, erquickte einen dort wirklich ein Spaziergang in der so viel gelüfteten Mischung von Kohlenstaub und pulverisiertem Pferdeschmutz. Aber hier? Diese Luft tötete ihn ja mit ihrer stärkenden Reinheit.

Ihn befiel der unwiderstehliche, krampfhafte Drang zu gähnen. Die Kiefergelenke taten ihm weh, und unterm Kinn trat eine Sehne hervor, so daß er den Mund nicht schließen konnte. Unter heftigen Schmerzen drückte er sie mit dem Daumen weg.

Auch dieser Gähnkrampf war ein alter Bekannter. Er befiel ihn beim Sprechen oder Vorlesen in der Schule und bedrohte ihn unabweisbar bis zum Ende der Stunde, so daß er zum Gespött der Schuljungen wurde. Er vermochte dem Blut nicht genug Sauerstoff zuzuführen, oder ein Sauerstoffüberfluß war schuld daran, wer konnte das wissen? Irgend etwas war nicht in Ordnung — hier wie in allem anderen.

Es verschaffte ihm Befriedigung, wenn er Gelegenheit fand, seine Ohnmacht festzustellen. So hatte er doch recht gegenüber dem Vater — natürlich! Aber es stand ihm nicht zu, zu triumphieren; der Alte meinte es gut, er hatte bloß die Tatsachen gegen sich! Und im Grunde war es pedantische Rechthaberei, denn das Ganze war ja gleichgültig, so gleichgültig! (Forts. folgt.)

der Prior des daneben liegenden irischen Klosters Pater Mullooly feststellte, daß die ursprüngliche zum Andenken an die Märtyrer um 4. Jahrhundert erbaute Kirche darunter gelegen ist. Er entdeckte unter den Fundamenten der heutigen Kirche den Originalbau mit sieben Marmorsäulen, die noch aufrecht standen, verborgen in dem Mauerwerk, das die darüber gelegene Kirche trug, ein beträchtliches Stück des Mosaikfußbodens und große Teile eines Freskos, das Szenen aus dem Leben des heiligen Clemens, des Alexius und anderer Märtyrer darstellte. Am Ende des linken Seitenschiffes wurden Stufen gefunden, die zu einem Hause aus der Zeit des römischen Kaiserreichs hinunterführten, dessen eines Zimmer direkt unter der Apsis der unterirdischen Basilika gelegen, als das Dominicum Clementis erkannt wurde, während man in einem anderen Raume einen kleinen Tempel des Mithras feststellte. Unglücklicherweise wurde bald nach dieser Ausgrabung der ganze Untergrund der Kirche unter Wasser gesetzt und war völlig unzugänglich, so daß weitere Forschungen nicht unternommen werden konnten. Der jetzige Prior des irischen Dominikanerklosters von San Clemente, Pater Nolan, hat nun nach mehr als einem halben Jahrhundert die damals unterbrochenen Forschungen zum glücklichen Ende geführt. Nachdem die Mittel in Amerika gesammelt waren, wurde am 10. Juni 1902 der Bau eines Tunnels begonnen, der von einem Punkt in einer breiten Cloaca in der Nähe des Konstantinbogens in einer Tiefe von 30 bis 45 Fuß und in einer Entfernung von 200 Metern zu dem Unterbau von San Clemente führte. Das schwierige Werk konnte erst in diesem Jahre vollendet werden, und nun wurde die große Wassermenge, die wahrscheinlich durch den Bruch eines alten Aquäduktes verursacht war, abgeleitet und floß durch den neuen Tunnel zu der Cloaca Maxima und von da in den Tiber. Nolan konnte nun ungehindert weitere Entdeckungen vornehmen, die mit größter Sorgfalt gemacht wurden und zu sehr interessanten Resultaten führten.

Die neuen Ausgrabungen vervollständigten die früheren Entdeckungen und fügten ihnen weitere hinzu. So wurden in dem Mithrasheiligtum, in dem bereits früher Teile einer Reliefgruppe gefunden worden waren, nunmehr weitere Stücke entdeckt, die ein prächtiges Bildwerk vervollständigen, das das Opfer des Stieres durch Mithras darstellt. Sodann wurden am Eingang des Mithräum zwei Gräber freigelegt, die Knochen, wahrscheinlich von Opfertieren enthielten, und die Höhle mit einer Wasserleitung festgestellt, in der die Taufe beim Mithraskult stattfand. Endlich wurde ein großer Raum durchforscht, der aus mächtigen Blöcken von Tuffstein gebaut ist und augenscheinlich der frühesten republikanischen Zeit angehört, die man früher die Königsperiode nannte. Die Tuffsteinblöcke sind von einem Gesims aus Travertin bekrönt und erinnern in der ganzen Bauart an die Mauer, mit der Servius Tullius Rom umgeben haben soll. Es handelt sich wahrscheinlich hier um einen Teil von dem Palast des Tarquinius Superbus, den die Ueberlieferung an diese Stelle verlegt. So ist man also mit den Ausgrabungen von einer alten Kirche, die etwa aus dem 11. Jahrhundert stammt, bis zu den frühesten Zeiten Roms vorgedrungen.

Die Funde aus der christlichen Aera sind von höchstem Interesse. Allein die vielfach vorzüglich erhaltenen Fresken an den Wänden verdienen das eingehendste Studium. Die alte Basilika ward an der Stelle eines römischen Hauses der Kaiserzeit erbaut, in dem bereits ein Raum als Heiligtum verehrt wurde. Es war dies wahrscheinlich das Haus des Clemens, der nach der Ueberlieferung zu einer Adelsfamilie, vielleicht zur Kaiserfamilie der Flavier gehörte, und dessen Vater in der Gegend des Coelius wohnte. Während Clemens hier bereits dem Christentum diente, benutzten es dann die Priester des Mithras für ihre mystischen Gebräuche, und über diesen Mithraskult triumphierte wieder das Christentum, so wie es überhaupt über diese Verehrung des Sonnengottes allmählich den Sieg errang.

Kleines Feuilleton.

Die braven Sozialdemokraten.

Franz Wugk schreibt im „Tag" über „Ihre und unsere Sozialdemokraten" u. a.:

„... Jahrzehntelang hat man sich diesseits und jenseits der Vogesen um die Frage gestritten, ob Deutschland oder Frankreich die „patriotischeren" Genossen habe. Im „Temps", „Matin" und ähnlichen Blättern marschierten immer die deutschen Sozialisten als Musterknaben auf von Militärfrommheit und Vaterlandsbegeisterung und Pangermanismus; bei uns wiederum wurde der lodernde Patriotismus der französischen Genossen gerühmt. Wir können heute wohl sagen, daß dieser ganze Streit überflüssig war. Es gibt heute keine „sans patrie" (Vaterlandslosen) in den natürlich und gesund empfindenden Volksmassen. Die Vaterlandslosigkeit oder Vaterlandsfeindlichkeit ist eine giftige Blüte vom Baum des überreifen Intellektualismus..."

Aber so ganz umgedreht hat sich nach Wugk die Sache doch nicht:

„... Trotzdem wird man zugeben müssen, daß noch immer eine gewaltige Kluft zwischen deutschem und französischem Sozialismus liegt. Unsere Sozialdemokraten würden ganz gewiß nicht sechs Mann in eine Regierung schicken, die sich der vollen Verantwortung rühmt, die sie an einem mit dem Zaren und dem britischen Jingoismus abgekarteten Vernichtungskrieg gegen den friedlichen Nachbarn trägt. Und dieser Mangel an Chauvinismus ist sicher kein Mangel an Gesinnungstüchtigkeit bei unseren Sozialisten. Der Unterschied ist aber der, daß bei uns alles bitter ernst genommen wird, auch das sozialistische Parteiprogramm. Bei den Franzosen aber nicht. Die Viviani, Augagneur, Millerand, Briand sind nie wirkliche Sozialisten gewesen; Sembat ist ein geistreichelnder, ehrgeiziger Dilettant; ein paradesozialistischer Millionär, dem der echte Blusenmann niemals recht getraut hat, und Guesde ist ein weltfremd gewordener, marxorthodoxer Theoretiker. Unter den rund 100 französischen Sozialisten gibt es auch noch nicht zehn, die bei uns als Parteigenossen anerkannt werden würden. In der äußeren Politik dachte Jaurès und denkt heute noch Hervé wie irgendein blau-weiß-roter Patriot; die von ihnen vorgeschlagene Lösung der elsaß-lothringischen „Frage" durch die Demokratie der kommenden Vereinigten Staaten von Europa war für einen praktischen Staatsmann niemals brauchbar. ..."

Also: die Franzosen sind doch noch die größeren Patrioten, aber — das ist jetzt kein Vorzug, weil sie eben Franzosen sind.

Anton v. Werner.

Anton v. Werner hat an dem Schicksal getragen, das sich in unsern Tagen an so und so vielen seiner jüngeren Kollegen zu wiederholen scheint: an dem Mißverhältnis zwischen dem Maßstab der Zeit und den Grenzen des eigenen Könnens. Wenn man das Buch durchblättert, das vielhundertseitige, das Werner über seinen Lebensgang veröffentlicht hat, so sieht man mit nicht geringem Erstaunen, daß dieser Mann mit den bedeutendsten Menschen seiner Epoche zusammengekommen ist, daß er mit ihnen fast familiär verkehrt hat. Und doch hat er, an dem so viel vorbei lebte, nichts Wesentliches erlebt. Er war der Typus eines Philisters. Alles rundete sich ihm zur Harmlosigkeit. Auch später, als er scheinbar wie eine letzte kantige Säule aus vergangener Zeit ragte, war solche Hartsinnigkeit eigentlich mehr Trotz als Größe, die nicht anders konnte. Werner war das Musterbeispiel eines Nützlichkeitsmenschen; er sprang nie in das Ungewisse und leugnete, was sein Horizont nicht faßte. Und insofern war er ein ehrlicher Kerl, eine Feldwebelnatur. Er freute sich, wenn die Knöpfe an den Röcken seiner gemalten Soldaten so glänzten, daß die Knopfnacher einen Schrecken bekamen; aber er vermochte nicht, auch nur durch eines seiner zahllosen Schlachtenbilder die Seele in Schrecken und Not oder Jauchzen und Taumel zu versetzen. Alle Bilder Werners sind trockene Registraturen. Es wäre Malerei gewesen, wenn ihn die Stiefel nicht weniger gereizt hätten als die Gesichter; es war aber umgekehrt: die Gesichter waren ihm ebenso gleichgültig wie die Stiefel. Alles Lebendige wurde ihm zum toten Objekt; sein Pinsel war ein Korporalstock, er verwichselte die Leinewand mit einem Exerzierplatz.

Wenn man das bereits erwähnte Buch durchblättert, so stockt man fast auf jeder Seite, die eine Abbildung zeigt; man weiß nicht, ob es etwas Gemaltes oder eine Photographie ist. In vielen Fällen läßt sich an der schwarzweißen Nachbildung eine zuverlässige Feststellung, ob mechanische Naturnachahmung, ob Menschenwerk, nicht vollziehen. Diese Tatsache ist für Anton v. Werner das Gericht. Eine hochentwickelte Farbenphotographie würde ihn überflüssig gemacht haben; es war kein Zufall, daß er seine Schüler die Aufnahmen Miethes kopieren ließ. Er begriff immer nur das Nebensächliche an den Erscheinungen; er glaubte etwas geleistet zu haben, wenn er die Quadratmeter der Panoramaflächen erledigt hatte. Alle seine Bilder sind eindruckslos; sie sind darum auch nicht gutes Handwerk. Es ist ferner ein Irrtum, Werner für einen bedeutenden Zeichner zu halten; man braucht nur Menzel oder gar Dürer neben ihn zu halten, so erledigt sich solche Ueberschätzung.

Daß Werner, all solcher Unzulänglichkeit zum Trotz, durch Jahrzehnte ein königlich geehrter Meister und, was schlimmer ist, der absolute Beherrscher der akademischen Hochschule war, erklärt sich sehr leicht aus dem Irrtum (der zugleich ein Schicksal ist), daß die Größe einer Zeit auch auf die überströme, die dieser Zeit Berichterstatter sind. Man verwechselt die Botschaft mit dem Briefträger. Anton v. Werner mußte notwendig geringer bleiben, als die Vorgänge es waren, deren Chronik er schreiben sollte. Die Fluten der Bildlein und Gedichte, die der gegenwärtige Krieg aufgescheucht hat, bestätigen die Schuldlosigkeit Werners. Er war ein Opfer; freilich eins, das nicht tragisch wirkt, weil es sich gar zu behaglich fühlte. Mehrere Geschlechter junger Künstler hat der zäbeste der Philister gequält und verdorben. Vielleicht kann nur sein Tod solch Unrecht gut machen: er mag eine Zeit, die gerade wieder darauf und daran ist, die Kunst zu unmöglichen Leistungen zu verführen, davor warnen, die Größe der Ereignisse auf Befehl in die Ewigkeit der Kunstform umzuwerten. Der Irrtum Anton v. Werners darf nicht wiederholt werden; nie wieder dürfen wir die vielleicht verdienstvolle und vielleicht gar tüchtige Illustration von Zeitberichten mit der Kunst, der zeitlosen, der wohl aus der Zeit wachsenden, sie aber zugleich besiegenden, verwechseln. rbr.

Edisons Phenolfabrik.

Ueber eine neue industrielle Großtat Edisons weiß die italienische Revue „Idea Nazionale" zu berichten. Der berühmte Erfinder hat vor einiger Zeit eine Fabrik für phonographische Platten gegründet, die nach einem eigenen Edisonschen Verfahren die Plattenmasse bereitet. Der hauptsächlichste Rohstoff für die Herstellung der Masse ist das Phenol, für dessen Gewinnung nur das Teerprodukt der englischen und deutschen Steinkohle in Betracht kommt, da die Steinkohlen der Vereinigten Staaten für die Phenolgewinnung nicht geeignet sind. Da bei Ausbruch des Krieges England und Deutschland die Ausfuhr von Phenol verboten, sah sich Edison von der Gefahr bedroht, nach Aufarbeitung seiner Vorräte den Betrieb einstellen zu müssen. Zwar kann man das Phenol auch auf synthetischem Wege erzeugen, aber es handelt sich dabei um Laboratoriumsprozesse, die bisher für die Ausnutzung in Großbetrieben nicht in Frage kamen. Nach dreitägigen Experimenten entschied sich der Erfinder für einen der drei in Frage kommenden Herstellungsprozesse; aber alle chemischen Fabriken Nordamerikas, an die er sich wandte, erklärten, daß sie das Produkt erst nach Verlauf von mindestens sechs Monaten liefern könnten. Inzwischen wären aber die Phenolvorräte, über die Edison verfügte, längst erschöpft gewesen. So entschloß sich denn der Erfinder zur Selbstfabrikation. Er engagierte über vierzig Chemiker, Ingenieure und Zeichner, die, in drei Kolonnen geteilt, wechselweise Tag und Nacht je acht Stunden tätig waren, um die Pläne in allen Einzelheiten auszuarbeiten. Inzwischen wurde auch mit Feuereifer der Bau einer neuen großen Fabrik, die der Plattenfabrik angegliedert wurde, betrieben. Siebzehn Tage, nachdem das Werk begonnen war, war es vollendet, und am achtzehnten Tage erzeugte Edison auf dem Wege des synthetischen Verfahrens bereits 850 Kilogramm Phenol. Heute produziert er eine Tonne am Tage und obendrein zu einem Preis, der niedriger ist als der des vom Auslande bezogenen Phenols.

Die „netten Kerls" von der „Emden".

Der Brief eines Offiziers der „Sydney", des australischen Kreuzers, dem die Vernichtung der „Emden" gelang, wird in englischen Blättern veröffentlicht. Der Offizier hatte mit Kapitän v. Müller wegen der Uebergabe zu verhandeln. „Sie haben sehr gut gefochten," sagte der Engländer nach Erledigung des Geschäftlichen. „Nein," erwiderte v. Müller und wandte sich etwas betreten ab, kehrte aber bald zurück und sagte: „Vielen Dank für Ihre Worte, aber ich bin nicht zufrieden. Wir hätten besser arbeiten sollen. Sie haben viel Glück gehabt, indem Sie gleich zu Anfang meine Sprechrohre wegschossen konnten." „Einen sehr feinen Kerl," nennt ihn der Engländer. Auch Vitthoef, der Torpedoleutnant, war ein durchaus netter Kerl," fährt der Briefschreiber fort, mit jener Eintönigkeit der Redeweise, die das Leben auf engem Bord nun einmal mit sich bringt. „Leutnant Schal war auch ein guter Kerl, und halber Engländer. Es war sehr interessant, mit den deutschen Offizieren zu sprechen. Als sie den ersten Tag an Bord waren, sagte einer zu mir: „Ihr feuert auf die weiße Flagge." Ich nahm das Thema sofort auf, und auch der deutsche Torpedoleutnant und ein Ingenieur sagten: „Nein, das ist nicht so, Ihr habt nicht auf die weiße Flagge gefeuert." Aber wir ließen die Sache nicht auf sich beruhen. Einer von uns ging zu unserm Kapitän, und dieser erhielt von Kapitän v. Müller die Versicherung, daß wir nichts dergleichen getan hätten und daß er beabsichtige, seine Offiziere zu versammeln und ihnen das zu sagen. Als er in Colombo das Schiff verließ, kam er zu mir auf das Achterdeck, dankte mir wegen der Rettung der Verwundeten, schüttelte mir die Hand und salutierte, was sehr nett und höflich von ihm war. Auch Prinz Hohenzollern war ein höchst anständiger Mensch. Kurz," so schließt unser Seebär, „wir stimmten alle darüber überein, daß es unsere Aufgabe sei, einander niederzuhauen, daß aber darin keine Bosheit liegt."

Der Wundstarrkrampf und die Schußverletzungen.

Die vielfachen Fälle von Wundstarrkrampf (Tetanus) haben zu der Vermutung geführt, daß der Erreger, der Tetanusbazillus, ziemlich allgemein in der Erde vorkommt. Weiter hatte man geglaubt, daß sich bei Verwundeten, die von einzelnen bestimmten Gefechtsplätzen stammten, besonders häufig der Tetanus entwickelte. Das dürfte jedoch wohl nicht der Fall sein. Im Laufe der Monate haben sich die Erfahrungen gemehrt, und man wird auch jetzt wohl zu der Ansicht kommen müssen, daß es nicht nur in der Hauptsache Verletzungen durch Schrapnell- und Granatteile sind, nach denen der Wundstarrkrampf entsteht, sondern daß auch die Infanteriegeschosse ihren reichlichen Anteil daran haben. Wie Professor Madelung in der „Feldärztlichen Beilage" zur „Münchener medizinischen Wochenschrift" auseinandersetzt, wurde in seinem Lazarett der Tetanus bei Infanteriegeschossen 80 mal, bei Wunden durch Schrapnells 27 mal und nach solchen von Granatteilen 53 mal beobachtet. Weiter kommen der Zahl nach in erster Linie die unteren Gliedmaßen in Frage, dann die oberen, und schließlich erst andere Teile des Rumpfes.

Notizen.

— Vorträge. „Die geschichtliche Entwickelung der Verwundeten- und Krankenfürsorge" wird am Mittwoch, den 6. Januar, abends 8¼ Uhr, im Hauptsitzungssaale des Reichstages Professor Holländer in einem Vortrage (mit Lichtbildern) schildern.

— Albert Bassermann am Lessing-Theater. Albert Bassermann gehört nunmehr vom 20. Januar an endgültig wieder dem Lessing-Theater an. Bassermann wird bereits Ende dieses Monats seine Tätigkeit mit der Darstellung des Dr. Stockmann in Henrik Ibsens „Ein Volksfeind" beginnen.

— Ich bin gesund ... Die „Lodzer Zeitung" erzählt: „... Neben den Verschanzungen liegt abgerissener Stacheldraht und davor liegen zahlreiche Leichen. In der Nähe liegt die Leiche eines russischen Soldaten, eines Polen, er ist gestorben, während er betete, denn in seinen Händen befindet sich noch der Rosenkranz, und neben ihm liegt eine Medaille mit dem Bildnisse der Mutter Gottes. Nicht weit davon liegt die Leiche eines deutschen Soldaten, ebenfalls eines Polen. Ihn traf die tödliche Kugel in dem Augenblick, als er einen Brief an seinen Vater schrieb. Er hatte gerade erst den Brief datiert und den Anfang geschrieben: „Lieber Vater! Ich bin gesund ..."

Unserem Gruppenleiter
Otto Markwitz
Lichtenberg, zum 53. Geburtstage die besten Glückwünsche.
Die Genossen der 86. Gruppe und Abt.-Leiter. 128

Carmen Sylva-Cigaretten
Trustfrei!

Deutscher Holzarbeiter-Verband
Verwaltung Berlin.

Heute Mittwoch, den 6. Januar, abends 8½ Uhr:

Vertrauensmänner-Versammlung
der
Drechsler-, Alabaster- und Treppengeländerbranche.

Norden bei Döhling, Brunnenstr. 79.
Osten bei Rosin, Gubener Str. 19.
Südosten und Südwesten bei Tinius, Ritterstr. 123.

Einsetzer.
Sonntag, den 10. Januar 1915, vormittags 10 Uhr, im Gewerkschaftshause, Saal 3:

Branchen-Versammlung.
Tagesordnung:
1. Jahresbericht. 2. Wahl der Kommission und Delegierten.
Die Ortsverwaltung.
95/3

Verband der Maler, Lackierer, Anstreicher etc.
Bureau: Melchiorstr. 28, part. Fernspr.: Amt Moritzpl. 4787. **Filiale Berlin.** Arb.-Nachw.: Gneisenaustr. 13 Fernspr.: Norden 8791—97

Donnerstag, den 7. Januar 1915, abends 8½ Uhr:
Sektionsversammlung der Lackierer
im Gewerkschaftshaus, Engel-Ufer 15.
Tagesordnung: 1. Branchenangelegenheiten. 2. Verschiedenes.
Die Kollegen werden ersucht, zahlreich und pünktlich zu erscheinen.
Mitgliedsbuch legitimiert!
135/13 **Die Sektionsleitung.**

Jungvolk 1915

Ein Almanach für die arbeitende Jugend, herausgegeben von der Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands
160 Seiten, mit vielen Bildern

Jungvolk hat den Kreis seiner Freunde seit seinem Erscheinen jährlich erheblich vergrößert. Inhalt und Ausstattung bürgen dafür, daß auch der Jahrgang 1915 überall freudig aufgenommen werden wird

Preis 50 Pfennig

Buchhandlung Vorwärts, Lindenstraße 3

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.